Zeitschrift: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte = Société Suisse d'Histoire Economique et Sociale

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Band: 14 (1996)

Artikel: Einleitung

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-871693

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Einleitung

I.

«Was uns bevorsteht, ist die Aussicht auf eine Arbeitsgesellschaft, der die Arbeit ausgegangen ist, also die einzige Tätigkeit, auf die sie sich noch versteht. Was könnte verhängnisvoller sein?» Diese Sätze formulierte Hannah Arendt im Jahre 1958. Inzwischen künden Schlagworte wie «Flexibilisierung», «out-sourcing», «lean production» oder «down-sizing» von einer Entwicklung, die in diese Richtung zu gehen droht: Es zeichnen sich nicht nur weitreichende Veränderungen in der Betriebsorganisation, in der Unternehmensstruktur und im Bedeutungsgehalt von Arbeit ab, sondern die modernen Industriegesellschaften sehen sich auch mit wachsenden sozialen Problemen konfrontiert, die durch die Verknappung der bezahlten Erwerbsarbeit verursacht werden. Die Besorgnis, die Hannah Arendt formulierte, bezog sich allerdings nicht auf diesen Sachverhalt allein, sondern ebenso auf die Verengung des Arbeitsbegriffs im Zuge des Industrialisierungsprozesses. Eine Lösung des Problems sah sie konsequenterweise weniger in einer quantitativen Expansion des Beschäftigungssektor als in einem Einstellungswandel, der den vielfältigen menschlichen Tätigkeiten ihren Bedeutungsreichtum und ihre gesellschaftliche Wertschätzung zurückgeben könnte. Eine solche Problemstellung ruft nach historischen Untersuchungen, die sich mit dem Wandel der Arbeit befassen und die zeigen, wie variabel und wandelbar Arbeitsformen und -deutungen über die Jahrhunderte hinweg waren. So lassen sich auch Einsichten gewinnen, welche die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Akteure für neue Handlungsmöglichkeiten und politische Gestaltungsspielräume sensibilisieren können. Nicht zuletzt unter diesem Gesichtspunkt führte die Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Oktober 1995 ihre Jahrestagung im Rahmen des Berner Kongresses aller sozialwissenschaftlichen Fachdisziplinen, der dem Oberthema «Zukunft Schweiz» gewidmet war, zur Thematik der historischen Entwicklung von Arbeit durch. Der Grossteil der dort vorgestellten Beiträge sind in diesem Band versammelt.

Um einen langen Zeitraum vom Mittelalter bis in die Gegenwart zu behandeln, ist ein weiter, nicht durch industriegesellschaftliche Definitionen präformierter Begriff von «Arbeit» nötig. Es ist deshalb sinnvoll, alle produktiven Tätigkeiten, das

ganze Spektrum der Produktion von Tausch- und von Gebrauchswerten, und nicht nur die im «klassischen» sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Sinne des 18. und 19. Jahrhunderts «wertschaffende» Arbeit ins Auge zu fassen. Eine solche weite Definition umfasst sowohl materielle Güter als auch Dienstleistungen und bezieht sich ebenso auf bezahlte wie auf unbezahlte, auf marktbezogene wie auf der Selbstversorgung dienende Tätigkeiten. Damit kommen die moderne Haus- und Erwerbsarbeit, die Mischformen zwischen industrieller Fabrikarbeit und Kleinlandwirtschaft, die Heimarbeit, das vorindustrielle Handwerk und die städtischen Erwerbsformen, die Arbeit in einer bäuerlichen Gesellschaft und die Vielzahl von Tätigkeiten innerhalb einer Familienökonomie ins Blickfeld der historischen Analyse. Es zeigt sich, dass sich seit dem Hochmittelalter in Europa zwei säkulare Trends feststellen lassen: die Verschiebung von der Subsistenz- zur Marktproduktion und die zunehmende formale Verfassung von Arbeit. Kommerzialisierung und Geldwirtschaft öffneten neue Absatz- und Erwerbschancen, konfrontierten aber gleichzeitig menschliche Gruppen und ganze Gesellschaften mit neuen Herausforderungen und Abhängigkeiten. Die Ablösung von bedarfs- und aufgabenorientierten Arbeitsrhythmen durch solche, die an sozial generalisierten Messgrössen (chronologische Zeit) und abstrakten metrischen Quantitäten ausgerichtet sind, wurde begleitet und gestützt durch die Entstehung von Arbeitsmärkten, neuen Unternehmenstypen und Berufsrollen. Gerade weil diese Entwicklungen keineswegs unilinear, sondern sozial und räumlich differenziert verliefen und immer wieder von gegenläufigen Tendenzen durchkreuzt wurden, ist hier ein Zugang gefragt, der soziale Schichten, Geschlechter, geographische Räume und Epochen vergleichend untersucht.

Die Analyse des historischen Phänomens «Arbeit» erfordert eine doppelte Perspektive: Es geht um Arbeit als *soziale Praxis* in einem sich wandelnden gesellschaftlich-institutionellen Umfeld und um die *symbolische Dimension* der Arbeit, ihre Bedeutung im Leben von Menschen, von sozialen Gruppen, von Klassen, der beiden Geschlechter und ganzer Gesellschaften. Damit sind etwa folgende Fragen verbunden: Wer erhält auf welche Weise Zugang zu welchen Arbeitsrollen? Welche menschlichen Tätigkeiten und Verrichtungen werden überhaupt als «Arbeit» wahrgenommen und anerkannt? Wie entwickelt sich die Trennlinie zwischen produktiver und unproduktiver, zwischen bezahlter und unbezahlter, zwischen geachteter und verachteter Arbeit? Welche Ausgestaltungen von Arbeitsrollen wurden als der «menschlichen Natur» angemessen und als sozial gerecht betrachtet? Damit sind die rund um Arbeit sich entfaltenden Diskurse und die in sie

eingewobenen Deutungen und Bewertungen angesprochen, die zusammen mit der materiellen und finanziellen Abgeltung der erbrachten Leistung einen massgeblichen Einfluss auf den gesellschaftlichen Status von Individuen, auf die soziale Ungleichheit hinsichtlich Einkommenschancen und Lebensrisiken und damit auf die soziale Stratifikation und die Konfliktdynamik haben. Damit werden auch Herrschaftsstrukturen thematisiert, die in Organisationsformen wie den städtischen Zünften, den dörflichen Dreizelgenordnungen, dem modernen Betrieb oder der Sozialpolitik institutionell verfestigt sind. So unterschiedlich solche Institutionen in verschiedenen historischen Epochen waren: Immer haben sie zur Produktion und Reproduktion sozialer Machtbeziehungen, zur Etablierung von Herrschaft und Ungleichheit beigetragen. Denn die Unterscheidung zwischen bezahlter und unbezahlter Tätigkeit und die Segmentierung der Erwerbsarbeit bewirken über ihre Verknüpfung mit biographischen Perspektiven, Einkommenschancen und Berufsrisiken eine Segregation von Lebenswelten nach partikulären Merkmalen, somit eine Verstärkung sozialer Unterschiede. So erweist sich Arbeit als konstitutiv für die Konstruktion von «Geschlecht», die Formierung von Berufen oder Professionen, die Herausbildung von (antagonistischen) Klassenstrukturen und ethnisch-kulturellen Gruppen. Soweit Arbeit im Schnittpunkt zwischen der Produktionsorganisation, gesellschaftlichen Deutungs- und Bewertungsvorgängen sowie der mit Herrschaftsverhältnissen in Bezug stehenden Formierung sozialer Gruppen angesiedelt ist, stellt sie eine zentrale Kategorie sowohl aktueller als auch historischer Gesellschaften dar.

Dies verweist auf einen weiteren Aspekt einer Geschichte der Arbeit: das Wechselspiel und das Spannungsverhältnis zwischen gesellschaftlichen Bewertungsmustern und subjektiven Situationsdeutungen. Aus einer verstehenden Binnensicht kann Arbeit als sinnhaftes Handeln und in seiner identitätsstiftenden Qualität verständlich gemacht werden. Damit stellt sich die Frage, wie die strukturellen Vorgaben der Arbeitsorganisation und der Produktionsgestaltung mit den sozialen Sinnhorizonten vermittelt waren. Probleme entstehen dann, wenn die emotionale und kognitive Welt Einzelner, die ihr Verständnis von «Arbeit» bestimmt, durch technisch-organisatorische Innovation und kulturellen Wandel gewissermassen überholt wird; die Bedrohung von Arbeitsstolz, Berufsehre und familiären Verpflichtungen ist eine Quelle tiefer Verunsicherung für Menschen und soziale Kollektive, die gelernt haben, ihr Leben in den Kategorien ihrer Arbeit zu interpretieren. In solchen kritischen Phasen lassen sich sowohl erfolgreiche psychische, soziale und institutionelle Anpassungsleistungen wie auch das Zerbrechen sozialer Biogra-

phien und individueller Weltbilder konstatieren. Die Analyse dieser Vorgänge kann mithelfen, besser zu verstehen, wie Einzelne und ganze Gesellschaften in verschiedenen Epochen mit dem Problem des Wandels umgingen.
Eine wichtige, sowohl in die Organisation und Technikausstattung wie in den Bedeutungswandel von Arbeit intervenierende Variable ist die Wissenschaft oder, als Prozess verstanden, die Verwissenschaftlichung. Arbeit basierte schon immer auf gesellschaftlichen Wissensbeständen; die vorindustrielle Haus- und Familienwirtschaft etwa wurde durch ein komplexes, elaboriertes Zusammenspiel von Wissen, Kenntnissen und Einsichten in Gang gehalten und die Frage nach der geschlechts-, alters-, schichten- und regionalspezifischen Tradierung dieser immateriellen «Produktionsfaktoren» ist zentral für eine Geschichte der Arbeit. Zunehmend wurde dieses Wissen durch intellektuelle Experten systematisiert und in eine Form gebracht, die bisher unbekannte Interventionsmöglichkeiten in die Lebenswelt unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen oder in die Organisationsform von Unternehmen ermöglichte. Die auf die vorindustrielle Hauswirtschaft bezogene «alteuropäische Ökonomik», die häusliche Morallehre und «Hausväterliteratur» ist hier ebenso zu erwähnen wie die europäische Arbeitswissenschaft des 19. und die moderne Managementwissenschaft des 20. Jahrhunderts. Diese Theorien motivierten nicht nur Veränderungen in der Produktions- und Arbeitsorganisation, sondern sie infiltrierten auch das Selbstverständnis der arbeitenden Frauen und Männer und führen zu Mischformen vonWissenschaft und Alltag, die einer wissenssoziologischen Untersuchung bedürfen. Im Lichte solcher Fragestellungen erweist sich die historische Beschäftigung mit «Arbeit» als ebenso erhellend für den gesamtgesellschaftlichen Wandel wie für die Binnensicht von Menschen, die in ihren Interaktions- und Kommunikationsbeziehungen die Gesellschaft bilden.

II.

Die hier versammelten Studien, die in vier Themengruppen und innerhalb dieser chronologisch angeordnet sind, lassen sich alle in der einen oder anderen Weise in diese allgemeinen Überlegungen einordnen. Eine *erste Gruppe* von Aufsätzen befasst sich mit Vorgängen der Deutung und Bewertung von Arbeit in verschiedenen sozialen Kontexten. *Ueli Häfeli* geht in seinem Beitrag über die retrospektive Bewertung von Arbeit in zwei halbländlichen Gemeinden der Frage nach, wieweit sich in offenen Interviews mit älteren Menschen für den Zeitraum der

1930er–1960er Jahre eine spezifisch schweizerische Mythologisierung von Arbeit fassen lasse. Der Autor weist zunächst darauf hin, dass die effektiv hohen Arbeitszeiten besonders der 1930er und 1940er Jahren Ausdruck von krisen- und kriegsbedingten Überlebensstrategien darstellten und dass die enorme Arbeitsbelastung durchaus als schwer und entfremdend empfunden wurde. Überdies findet er zahlreiche Hinweise darauf, dass das zeitgenössische Arbeitsverständnis vielfach noch traditionell aufgabenorientiert und nicht leistungsorientiert war: Arbeit war vor allem über ihre Ergebnisse statusbildend. Eine mythologische Überhöhung dieser Arbeitserfahrung erfolgte durch die ProbandInnen nach der Einschätzung des Autors erst im Verlauf der Nachkriegszeit, und zwar funktional zum Zweck der Bewahrung der eigenen Identität und des sozialen Status im Übergang zur Leistungs- und Freizeitgesellschaft.

Ähnlich zeigen *Jean-Marc Barrelet* und *Marie-Jeanne Liegnme* Bessire die Gewinnung individueller und kollektiver Identität aus einer retrospektiven Bewertung von Arbeit in Gebieten der Uhrenindustrie. Mit der Grossen Depression ab 1873 setzte der späte Übergang von der verteilten Fabrikation («établissage») zum zentralisierten Fabriksystem ein. Die damit einhergehende Krisenerfahrung beinhaltete ein Gefühl des Ausgeliefertseins an äussere, nicht beeinflussbare Vorgänge, namentlich angesichts der verstärkten internationalen Konkurrenz und der Zentralisierung der Sozialpolitik beim Bundesstaat. Die Studie beobachtet nun gerade in dieser Zeit die Entstehung einer populären Lokalgeschichtsschreibung, die durch einen die Gegenwart ausblendenden historischen Diskurs das gestörte Gleichgewicht der lokalen Gesellschaft wiederherzustellen strebte. In diesem Diskurs kam der im Vergleich zu den Bedingungen des Fabriksystems als nicht entfremdet dargestellten Arbeit in der Ära des «établissage» eine wichtige Stellung bei der Begründung einer kollektiven Identität zu. Die ideologische Funktion dieser Geschichtsschreibung bei der Restabilisierung einer männlich dominierten Gesellschaft erweist sich nicht zuletzt aus der Nichtberücksichtigung der im «établissage» häufigen Arbeit von Frauen und Kindern.

Der Zusammenhang zwischen Geschlechterbildern und Arbeitsrollen ist Gegenstand von zwei Beiträgen. *Béatrice Ziegler* untersucht anhand von Quellen aus dem Kanton Bern den «Kampf gegen das Doppelverdienertum» in der Zwischenkriegszeit. Mit der Entfaltung der kommunalen Leistungsverwaltung sowie der Unternehmensverwaltung gelangten nach 1900 immer mehr Frauen in Angestelltenpositionen. In diesem Zusammenhang neu entstehende männliche Statusängste manifestierten sich in öffentlichen Diskursen ohne zwingende Logik als Reden

um den geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Bedarf nach ausserhäuslicher Arbeit sowie um die Beziehung zwischen Arbeit und Geschlechtscharakter. Die Herstellung eines Bezugs zwischen bestimmten Tätigkeiten und Mütterlichkeit, der ab dem späten 19. Jahrhundert Frauen oft erst den Zugang zu pädagogischen und sozialen Berufen geöffnet hatte, diente nun zur Legitimation von Lohnsenkungen: Frauen würden in diesen Tätigkeiten nur ihrer naturhaften Bestimmung nachkommen, nicht aber eine qualifizierte Arbeit ausüben, war das Argument. Der Diskurs um das Doppelverdienertum zielte somit nicht nur auf eine Reproduktion bürgerlicher Geschlechterverhältnisse in der sich vermehrenden Angestelltenschaft, sondern auch auf eine Neustrukturierung der mit Arbeit verbundenen Verteilungsmechanismen entlang der Geschlechtslinie.
In einem ganz anderen Kontext, nämlich der spätmittelalterlichen Stadt und ihrem Umland, geht *Dorothee Rippmann* in ihrem Beitrag über «Frauenwerk und Männerarbeit» der geschlechtsspezifischen Zuweisung von Arbeit nach. Ausgangspunkt ist die zunehmende Verschlechterung des arbeitsrechtlichen Status von Frauen in dieser Zeit zusammen mit dem Aufkommen eines männlichen Blicks auf Arbeit, der weibliche Tätigkeiten ausblendet und ihnen damit nicht nur sozialen Status raubt, sondern auch den quellenmässigen Zugang zu ihrer Erfassung und Analyse erschwert.Anhand von baslerischen Rechenbüchern über Arbeitsleistungen für die städtische Verwaltung untersucht die Autorin sodann konkret Umfang und Bezahlung landwirtschaftlicher Lohnarbeit von Frauen und Männern. Sie weist darauf hin, dass der Naturallohn (Kost, Kleider) zwischen den Geschlechtern erheblich weniger differierte als der Geldlohn und im säkularen Reallohnzerfall des 16. Jahrhunderts, der im Bereich des Geldlohns Frauen stärker traf als Männer, ein stabilisierendes Element darstellte. Spekulativ könnte man schliessen, dass der im Vergleich zum städtischen Handwerk starke Einbezug von landwirtschaftlicher Arbeit in einen (erweiterten) hauswirtschaftlichen Kontext die vereinigten Effekte von Wirtschaftskonjunktur und zunehmender Frauenfeindlichkeit auf die Bewertung von weiblicher Tätigkeit partiell mindern konnte.

III.

Der *zweite Teil* des Bandes versammelt Beiträge, die sich der Arbeitsorganisation in – nimmt man den Vergleich zum modernen Industrie- und Dienstleistungsbetrieb – relativ wenig institutionalisierten Arbeitskontexten wie der Hauswirt-

schaft, dem modernen Beruf oder den städtischen Arbeitsmärkten des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit widmen. Am unmittelbarsten an Rippmann schliesst die vergleichende Sichtung unterschiedlichen Materials zur Präsenz von Frauen in Arbeitsmärkten vom 16. zum frühen 19. Jahrhundert durch *Anne-Lise Head-König* und *Liliane Mottu-Weber* an. Der Schwerpunkt des Beitrags liegt auf der Analyse von Vorgängen des Ausschlusses von Frauen aus marktbezogener Erwerbsarbeit, die schwerpunktmässig im 16. und frühen 17. sowie im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert geortet werden. Diese Vorgänge verliefen parallel zu Bevölkerungs- und Preiskonjunkturen, in deren Verlauf mit der steigenden Bevölkerungsgrösse ein genereller Reallohnverfall eintrat. Durch den Ausschluss von Frauen aus qualifizierten Tätigkeiten vorab im städtischen Handwerk wurde dieser Kaufkraftrückgang einseitig auf Frauen überwälzt. Die wichtigsten dabei zutrage tretenden Mechanismen sind die verschärfte Regulierung von Tätigkeiten im Rahmen von Handwerks- und Zunftordnungen, der Ausschluss von Frauen aus der Zunftmitgliedschaft sowie (besonders auch noch im frühen 19. Jahrhundert) der Ausschluss von Frauen aus dem beruflichen Ausbildungswesen. Diese Ausschlussvorgänge führten zu einer geschlechtsspezifischen Segmentierung von Arbeitsmärkten, insofern als teilweise parallel zu den genannten langfristigen Konjunkturen neue Arbeitsmärkte entstanden, die vorwiegend von Frauen besetzt waren, so besonders im Zusammenhang mit der Entfaltung protoindustrieller Gewerbe. Im Gegensatz zum hoch regulierten und geschützten Sektor des städtischen Handwerks waren diese neuen Arbeitsmärkte oft informal, starken konjunkturellen Fluktuationen ausgesetzt, und die technologische Entwicklung einer Branche konnte neu entstandene Arbeitsgelegenheiten ebenso rasch wieder zum Verschwinden bringen.

Neben den von Head-König und Mottu-Weber angesprochenen Einschluss- und Ausschlussmechanismen ist für die neuere Zeit der Beruf beziehungsweise die Profession anzuführen. Deren Relevanz zeigt für einen gänzlich anderen Bereich, nämlich die schweizerische Hochschullehrerschaft, der Beitrag von *Franz Horvath*. Angesichts ihrer Bedeutung für die Ausbildung der lokalen politischen und kirchlichen Eliten blieben die schweizerischen Hochschulen bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts und zum Teil lange darüber hinaus in der Hand lokaler Honoratioreneliten. Mit den Veränderungen des Wissenschaftsbetriebs und der Funktionen von Hochschulen vor allem im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts fand eine drastische Öffnung gegenüber dem internationalen, vor allem dem deutschen, Arbeitsmarkt für akademische Lehrkräfte statt. In den ersten Jahrzehnten des

20. Jahrhunderts, besonders im Umfeld des Ersten Weltkriegs, sind jedoch wieder ausgeprägte Bemühungen um eine Abschliessung des Arbeitsmarkts nach aussen zugunsten des Schweizer Nachwuchses festzustellen. Dabei bediente man sich einer nationalen Legitimierungsstrategie: Der akademische Lehrer hätte eine spezifische moralische Verpflichtung gegenüber seinem Land, die eben nur Schweizer Lehrkräfte wahrnehmen könnten, und man betrieb den Aufbau einer Nationalen Vereinigung Schweizerischer Hochschuldozenten, welche die Stellung als anerkannte Vermittlerin zwischen Beruf und Behörden anstrebte. Dass sich sowohl Abschliessungs- als auch Professionalisierungstendenzen langfristig nicht durchsetzen konnten, erklärt der Autor neben zeitbedingten Entwicklungen des Arbeitsmarkts vor allem mit der schwierigen Normierung des Zugangs zum akademischen Lehrberuf.

Das Ausmass von markt- und erwerbsbezogener weiblicher Arbeit hängt – wie ein weiterer Beitrag zur Frauenarbeit im vormodernen Europa zeigt – selbstverständlich nicht allein von konjunkturellen und branchenspezifischen Schwankungen sowie von institutionellen Rahmenbedingungen ab. Ebenso wichtig ist die Inanspruchnahme von Frauen durch Gebären, Kindererziehung und Konsumarbeit sowie der Umfang und die Organisation der Hauswirtschaft im Bereich der landwirtschaftlichen und gewerblichen Produktion. Dies ist für die frühe Neuzeit besonders in bezug auf die Aufteilung von geschlechts- und altersspezifischer Arbeit zwischen Landwirtschaft, lokalem Gewerbe und Protoindustrie nachgewiesen worden. Diese Zusammenhänge arbeitet *Katharina Simon-Muscheid* in ihrem Beitrag über Kinderarbeit für das Spätmittelalter und Renaissance heraus. Kind und Kinderarbeit waren während dieser Epoche in rechtlichen und philosophischen Diskursen nur sehr schematisch präsent, und Kinderarbeit ist angesichts ihrer geringen institutionellen Fixierung quellenmässig schwer fassbar. Abgesehen von Lehrlingsverträgen stellt die Autorin deshalb vor allem auf Quellen ab, die Abweichungen von alltäglich empfundenen Zuständen thematisieren, wie Gerichtsverfahren zwischen Gesellen oder Gesinde und ihren Meistern, Verbote bestimmter Verrichtungen durch Kinder oder tödliche Unfälle von arbeitenden Kindern. Aus diesen indirekten Hinweisen geht hervor, dass bereits Kinder zwischen 7 und 14 Jahren eine grosse Palette von Arbeiten ausführten. Fast wichtiger als die Breite der Branchen, die von der Mithilfe in der gewerblichen Produktion, besonders im Textilsektor, bis zu Tätigkeiten etwa als HirtInnen in der ländlichen Hauswirtschaft reichte, ist die Vielfalt der Tätigkeiten der einzelnen Kinder, die für die verschiedensten gerade anstehenden Hilfsarbeiten eingesetzt wurden. Die

in der vorindustriellen Hauswirtschaft generell geltende Aufgabenorientierung, die vielfach eine «Ökonomie des Notbehelfs» und des Improvisierens war, galt somit besonders ausgeprägt für Kinder. Parallel dazu liefen Kinder auch oft Gefahr, stark ausgebeutet zu werden.
Als Arbeitsbereich, in dem sich das vorindustrielle Muster eines aufgabenbezogenen Zeitverständnisses besonders lange gehalten hat, gilt gemeinhin die moderne Hausarbeit im engeren Sinn. *Anna Bählers* Beitrag über die Implikationen der Haushalttechnik seit 1930 zeigt insbesondere die ambivalenten Folgen dieses Vorgangs für Arbeitsteilung und Rollenverteilung auf. Durch die Auslegung der Geräte auf Benützerinnen ohne technische Kenntnisse wurde das Bild von Frauen als von Natur aus zur Bedienung technischer Apparate ungeeigneter Menschen fort- und festgeschrieben sowie die Hausarbeit teilweise entqualifiziert. Der mit der Technisierung verbundene Rationalisierungseffekt erübrigte vielfach die arbeitsteilige Mitarbeit von Ehemann und Kindern und setzte die Wahrnehmung von Hausarbeit als gesellschaftlich anerkannter Arbeit weiter herab. Soweit aus der Technisierung auch für Frauen ein verminderter physischer Arbeitsaufwand resultierte, wurden sie für vermehrte psychische Reproduktionsleistungen freigesetzt. Haushalttechnisierung erlaubte somit eine Verstärkung der Zuweisung von Hausarbeit entlang der Geschlechtslinie; dies gemäss eines Verständnisses weiblicher Rollen, das sich aus biologistisch und psychologistisch fixierten Geschlechtscharakteren ableitete.

IV.

Der *dritte Teil* des Bandes umfasst Beiträge, die sich mit der Arbeit im Industriebetrieb, wie er sich seit etwa 1800 entfaltete, befassen. Dem Industriebetrieb kommt in der Geschichte von Arbeit insofern eine paradigmatische Bedeutung zu, als er eine massgebliche Rolle in der Ablösung eines aufgabenbezogenen und in dem Sinn der Improvisation unterliegenden Arbeitsverständnisses spielte. Technisierung ging zu Beginn der Industrialisierung im Gegensatz zur soeben geschilderten Entwicklung der modernen Hausarbeit mit der Durchsetzung eines an abstrakten Zeiteinheiten und abstrakten Produktionsgrössen orientierten Arbeitsverständnisses einher. Diesen Vorgang zeichnet im einzelnen der Beitrag von *Gérard Dubois* über Freiheit und Disziplin in der Fabrik des 19. und frühen 20. Jahrhundert nach. Konkret zeigt sich die zeitliche, sachliche und soziale

Generalisierung von Arbeit in der allmählichen Auflösung der Präsenz von Kindern an den Arbeitsplätzen ihrer Eltern (die zunächst oft noch von produktiver Bedeutung war), in der zunehmenden Entmischung von Soziabilität und Nebenbeschäftigungen von der Erwerbsarbeit sowie im Kampf gegen den blauen Montag. Durchgesetzt wurde die Fabrikdisziplin mittels Fabrikordnungen und insbesondere mittels einer zunehmend rigideren Kontrolle der Arbeitszeit.

Eine über die Zeiteinteilung hinausreichende Kontrolle von Arbeit wurde im frühen 20. Jahrhundert in Europa vor allem in den 1920er Jahren im Rahmen der Rationalisierungsbewegung angestrebt. Mittels neuartiger Sozialtechnologien wurden dabei ein Zugriff auf den Arbeitsplatz selbst und eine damit einhergehende Produktivitätssteigerung realisiert. Diese Sozialtechnologien gründeten auf neuentstandenen wissenschaftlichen Disziplinen, die – Formulierungen von Michel Foucault paraphrasierend – als diskursive Dispositive betrachtet werden können, die eine Verfeinerung und Intensivierung von Herrschaft über Körper leisten. Die wichtigsten dieser neuen Disziplinen sind das «scientific management», die Arbeitsphysiologie und die Arbeitspsychologie. In seinem Beitrag schildert *Jakob Messerli* zunächst die Entstehung letzterer aus Versuchen zur Anwendung von Erkenntnissen der Psychologie als einer Leitwissenschaft des späten 19. Jahrhunderts auf die Arbeitswelt. Die weitere Darstellung zeigt, dass die betrieblichen Ziele in der konkreten Anwendung selten erreicht wurden, und dass die Arbeitspsychologie ihre Etablierung als wissenschaftliche Disziplin zunächst nicht schaffte. Ihre methodischen Innovationen, die auch in heutigen betrieblichen Sozialtechnologien eine wichtige Rolle spielen, wirkten jedoch über die 1920er Jahre hinaus nach.

Die zunehmende zeitliche, sachliche und soziale Generalisierung von Arbeit nach Massgabe betrieblicher Vorgaben schuf neuartige Formen von Entfremdung und konfrontierte die Motivation sowie die physische und soziale Reproduktion von Arbeitskräften mit neuen Erfordernissen. Abgesehen von Veränderungen der Lohnhöhe sind zahlreiche Formen der betrieblichen Sozialpolitik in diesem Zusammenhang zu sehen. Ein frühes Fallbeispiel untersucht *Karin Baumann* anhand des Unternehmens Bally. Wichtige Auslöser von Strategien zur Bildung einer StammarbeiterInnenschaft waren grössere Streiks um die Jahrhundertwende. Die Firma reagierte darauf einerseits mit der Dezentralisierung der Produktion in ländliche Gebiete, was die vermehrte Beschäftigung von Frauen und Nebenerwerbsarbeitern ermöglichte sowie die Organisation seitens der Belegschaft erschwerte. Bereits älter war andererseits das übliche Instrumentarium von Krankenkasse, Betriebswohnungen, Kindergarten und Sparkasse, ergänzt um paternalistische Gesten im

Einzelfall. Ein Vergleich der Fluktuationsrate von Arbeitskräften zwischen Bally und anderen Unternehmen der Schuhindustrie deutet allerdings darauf hin, dass die konkrete Wirksamkeit all dieser Massnahmen im Bereich der Bildung einer StammarbeiterInnenschaft als höchst begrenzt angesehen werden muss.

V.

Dadurch, dass gemeinsame Arbeit und Arbeitserfahrung auch Ausgangspunkt kollektiver Organisation sein kann, wird sie zum Gegenstand sozialpolitischer Kämpfe und Massnahmen, die wiederum auf Arbeitsbedingungen und Organisation zurückwirken. Deshalb wurden im vierten Teil des Bandes Aufsätze zum Thema organisierter Interessen und der staatlichen Sozialpolitik versammelt. Der Beitrag von *Urs Meier* über die nur während einiger Jahre bestehende Fédération des Ouvriers de l'Industrie Horlogère (1912–1915) thematisiert die kurze, aber wichtige Phase des Übergangs von Berufs- zu Branchengewerkschaften im Bereich der Uhrenindustrie. Untersucht werden insbesondere die gewerkschaftlichen Erfolge bei der Mobilisierung und der Bewusstseinsbildung. Zur Erhöhung des Erfolgs im Kampf für feste Löhne und kürzere Arbeitszeit sowie zur Stabilisierung der Beschäftigungssituation der FabrikarbeiterInnen angesichts konjunkturell und technologisch bedingter Fluktuationen zielte die Fédération auf die Abschaffung von Heimarbeit und die Errichtung eines «closed shop». Angesichts des Misserfolgs der letzteren Strategie war die Fédération jedoch wie die meisten Gewerkschaften mit dem Trittbrettfahrerproblem konfrontiert, das sie nur in bescheidenem Ausmass durch selektive Anreize (eine Begräbniskasse) umgehen konnte. Auch setzte die Fédération besonders ausserhalb der städtischen Zentren nur sehr beschränkt auf einer milieuspezifischen Kultur; die Freizeitkultur blieb eng ans bürgerliche Vereinswesen gebunden. Diese Schwächen und Probleme waren für Gewerkschaften, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts über die Elite von Facharbeitern hinausgreifende Mobilisierungsanstrengungen unternahmen, typisch. Jenseits einer spezifischen Konstellation von Ereignissen dürften sie dafür verantwortlich sein, weshalb die Fédération rasch die Flucht nach vorn zu einer Konzentration der Kräfte in der Fusion mit dem Metallarbeiterverband einschlug.
Während Meiers Fallstudie den Beginn einer Ansiedlung von Ressourcen und Interessenartikulation in der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung auf zunehmend höheren Entscheidungsebenen thematisiert, richtet der Aufsatz von *Marc Perrenoud*

das Augenmerk auf den Abschluss dieses Vorgangs, nämlich den Weg zum Friedensabkommen (1937) und die Schaffung eines (neo-)korporatistischen Musters industrieller Beziehungen. Der Autor situiert seine Ausführungen zunächst in einer industriesoziologischen Diskussion, die das Aufkommen korporatistischer Verhandlungsmuster vor allem auf spezifische strukturelle Konstellationen zurückführt. Demgegenüber betont Perrenoud die Bedeutung kultureller Traditionen in diesem Vorgang, zu denen nicht zuletzt die im Beitrag von Barrelet und Liengme Bessire herausgearbeitete mythische Überhöhung der Uhrenarbeit zu einem grundlegenden Merkmal der kollektiven Identität einer regionalen Gemeinschaft, aber auch handwerklich-korporative Denkweisen bei Kleinunternehmern und Facharbeitern gehören. Der Verlauf mindestens einzelner Arbeitskämpfe im Vorfeld des Friedensabkommens zeigt Einflüsse dieses Traditionshintergrunds, in dem gemeinschaftliche über partikuläre Interessen dominieren, auch auf seiten der Gewerkschaften. Der Stellenwert unterschiedlicher Ansätze zur Erklärung des Korporatismus schweizerischen Zuschnitts bleibt jedoch vorderhand offen.

Einem Ausschnitt aus der Sozialpolitik als Ergebnis der Interaktion zwischen zunehmend kollektiv organisierten politischen Interessen und Staat widmet sich schliesslich der Beitrag von *Regina Wecker* über das Nachtarbeitsverbot für Frauen im Gewerbe (1922) und das gleichzeitige Scheitern eines verbesserten Mutterschaftsschutzes. Der Aufsatz versucht die zunächst widersprüchlich erscheinende Tatsache aufzuschlüsseln, dass das Nachtarbeitsverbot sowie das Verbot des Hantierens mit giftigen Stoffen widerstandslos vollzogen wurde, soweit es sich auf Frauen bezog, dass aber die Anwendung dieser Bestimmungen auf Jugendliche sowie ein wirksamer Mutterschaftsschutz auf erheblichen Widerstand stiessen. Dabei stützt sich die Autorin auf einen Ansatz, der Geschlecht als soziales Konstrukt begreift, das sowohl in alltäglichen wie in (politisch) institutionalisierten Diskursen stets von neuem produziert und reproduziert wird. Dieses Argument wird sowohl auf «sex» als auch auf «gender» bezogen, was gerade mit Blick auf den Diskurs um den Mutterschaftsschutz von Wichtigkeit ist. Vor diesem Hintergrund erweisen sich die zeitgenössischen Debatten, die ergriffenen Massnahmen und der unterschiedlich erfolgreiche Vollzug der Schutzgesetzgebung als Elemente einer symbolischen Strategie, die geschlechtsspezifische Rollenzuweisungen verschärfte beziehungsweise auch unter neuen technologischen Gegebenheiten (insbesondere in der chemischen Industrie) perpetuierte. Der resultierende institutionelle Rahmen trug damit erheblich zur geschlechtsspezifischen Arbeitsmarktsegregation bei.

Der vorliegende Band beansprucht nicht, eine umfassende Sozialgeschichte der Arbeit in der Schweiz zu leisten. Die hier versammelten Aufsätze gingen aus ganz unterschiedlichen Forschungskontexten hervor. Gemeinsam zeigen sie jedoch, dass Arbeit in vielfältigen Bezügen einerseits zur durch Technologie, Arbeitsteilung und unterschiedliche Marktorientierung beeinflussten Organisation der Produktion stand, andererseits aber über gesellschaftliche Deutungs- und Bewertungsvorgänge eng mit der Konstruktion von sozialer Ungleichheit, von Herrschaft und von gesellschaftlichen Kategorien verbunden war. Und der Band macht deutlich, wie sehr die Arbeit im Spannungsfeld zwischen Fluch und Segen, zwischen Zwang und Lebensbedürfnis oszillierte. Er versucht somit zu einer Erweiterung des Horizonts beizutragen, innerhalb dessen die zu Beginn dieser Einleitung angesprochenen aktuellen gesellschaftlichen Vorgänge rund um Arbeit betrachtet und auf neue Problemlösungsperspektiven bezogen werden können.